

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 7

Anhang: Reise in Russland
Autor: Rudolph-Spinner, Lucy

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reise in Rußland

Lucy Rudolph-Spinner

Sonderbeilage zur Oktobernummer 1961 der «Schweizer Monatshefte»

Reise in Rußland

LUCY RUDOLPH-SPINNER

Die Redaktion der «Schweizer Monatshefte» freut sich, diese ursprünglich nur für den engeren Bekanntenkreis der Verfasserin bestimmten Aufzeichnungen einer breiteren Öffentlichkeit vorlegen zu können. Obschon die Reise, von der hier berichtet wird, bereits vor anderthalb Jahren stattgefunden hat, dürften die damaligen Eindrücke auch heute noch — und wieder — von höchstem Interesse sein.

Die kurze Autofahrt von etwa 40 km vom Flugplatz zur Stadt Moskau brachte den ersten unvergeßlichen Eindruck: die russische Ebene, endlos, weit und monoton, Tannen und noch unbelaubte Birkenwälder³ abwechselnd mit moorigen Lichtungen. Der Boden auf weite Strecken noch vom Wasser der Schneeschmelze bedeckt. Es war der 29. April. Zu beiden Seiten der Straße ab und zu eine Reihe primitiver umzäunter Giebelhäuschen aus verwitterten Holzbalken, umgeben von kahlen Äckern und zähen, lehmigen Wegspuren. Ihr einziger traditioneller Schmuck sind die spielerisch geschnitzten Fensterrahmen und, als Einbruch der neuen Zeit, die Fernsehantennen auf den Dächern. Die Bewohner stapfen wassertragend in hohen Stiefeln und wattierten Jacken durch den Lehm. Kleine Pferdewagen sah man häufiger als Traktoren. Bei der ersten dieser Häuserreihen meldete unser Chauffeur: «Kolchos.» Diese uns in ihrer altertümlichen Ärmlichkeit aus Chagalls frühen Bildern vertrauten Dörfer trafen wir auch auf allen späteren Fahrten im weiteren Umkreis von Moskau und bis nach Leningrad. Sie bilden das Material der im Westen und Osten so viel diskutierten landwirtschaftlichen Kollektivierungsversuche. Sie sind das Menschenreservoir für den bisherigen und zukünftigen industriellen Aufbau der Sowjetunion. Bedenkt man, daß in großen Teilen der Union dieses bäuerliche Volk durch die Jahrhunderte sozusagen zu einem monatelangen Winterschlaf um den Familienofen gezwungen war, so läßt das vielleicht auf unverbrauchte Kräfte schließen, zugleich aber wirft es ein Licht auf die Schwierigkeiten, Menschen dieser Prägung dem Rhythmus der modernen Industrie anzupassen.

Moskau

Am Ende einer langen, schnurgeraden, von traurigen Mietskasernen flankierten Straße, dem Leninprospekt, harrt der andere große Eindruck jenes

ersten Tages: der Blick auf den Kreml, mit dem sich nichts außerhalb Rußlands vergleichen läßt. Eine wuchtige Backsteinmauer mit fünf großen Torbauten und neunzehn verschiedenen Türmen umgibt den breitgelagerten Hügel. Hinter den Mauerzinnen, zwischen Grünanlagen und weiten Plätzen, liegen planlos verstreut Kirchen und mächtige Paläste, leuchtend gelb mit grasgrünen Dächern. (Diese, die heutigen Regierungsgebäude, sind im einzelnen nicht schön; sie stammen aus dem Wiederaufbau nach Moskaus Brand.) Über dem allen sehen wir zum ersten Male die Gruppen schwebender Zwiebelkuppeln, große und kleine, grün, silbern und golden. Das ganze ist bunt, wie aus dem Märchenbuch entsprungen. Die bedeutendsten Architekten der Kremlbauten von der Wehrmauer bis zu den Kirchen und Palästen waren Italiener; an den einzelnen Bauelementen ist das leicht abzulesen. Die fertigen Werke aber, die unter dem Einfluß des Gastlandes heranwuchsen, wurden zu Gebilden mit ausgeprägten, eigenständigen, eigenwilligen Zügen.

Für die blutleere Doktrin des Sowjetstaates ist der Kreml ein seltsam diskrepantes Symbol. In der Rückverlegung des Regierungssitzes in seinen stolzen Mauerring bewiesen die neuen Herrscher, bewußt oder unbewußt, einen untrüglichen Instinkt, jenseits aller Ideologie, für ein großes Sinnbild nationaler Macht und Geschichte. Wer vom Westen kommend heute Moskau betritt, fühlt sich zu seinem Erstaunen eher zurückversetzt in das vergangene Jahrhundert. Etwas Viktorianisches liegt in der Atmosphäre, das mich oft an die englischen Provinzstädte in meiner Kindheit erinnerte. Die noch mäßige Dichte des Verkehrs, die graue Armseligkeit der Auslagen, das Fehlen jeglicher Eleganz, ein nicht nur aus der Not eine Tugend machender solid puritanischer Zug tragen dazu bei. Wesentlicher ist das Bauliche. In Moskau, wie überall in der UdSSR, wurde und wird enorm gebaut: riesige öde Wohnviertel rund um die Peripherie, dazwischen Verwaltungs- und Repräsentationsbauten des Regimes, sogar einzelne Zuckertorten-Wolkenkratzer. Nicht eines dieser eklektisch konzeptionslosen Gebäude hat ein eigenes Gesicht. Das Prädikat Stil verdienen die Sowjetbauten noch weniger als jene forciert leeren Erzeugnisse des faschistischen Diktators. Nirgends trifft man auf Spuren des sich in der übrigen Welt regenden neuzeitlichen Baustils.

Wer Zeit hat zum Bummeln findet verwitterte Paläste, alte Kirchen und, abseits versteckt, wehrhafte Klosterbezirke, vereinzelt noch Straßenzüge mit den früheren wärschaften Bürgerhäusern aus Holz. In großen Teilen der Innenstadt gibt das späte 19. Jahrhundert den Ton an, oft in spezifisch russischer Abwandlung. Seine eigentlichen Triumphe feiert das überraschend weiterlebende viktorianische oder richtiger zaristische Element in der Inneneinrichtung: massive, geschnitzte und gedrechselte Möbel mit gepreßtem Samt bezogen, schwere Gardinen mit Quasten, Borden und Fransen, viel schlecht geschliffenes Kristall und überladene Geräte aus Marmor und Bronze. Unvergleichlich sind so phantastische Gebilde wie das riesenhafte Kaufhaus GUM

aus neben- und übereinander gereihten, durch Eisenstege verbundenen Arkaden kleiner Ladenbuden. Oder das Lebensmittelgeschäft (Gastronom) der Hauptstraße, das in der intakten Ausstattung sich türmender Säulchengalerien und zentnerschwerer Kronleuchter den Gelagen einer früheren Zeit entsprochen haben mag.

Immer wieder, wo Repräsentation und Ostentation angestrebt wurde, stößt man, wie in den Kremlbauten, den stupenden Sammlungen der zaristischen Rüst- und Schatzkammer und, vielleicht als Beispiel aus der jüngsten, nüchterneren Zeit, in der technisch mustergültigen, im Innenausbau maßlosen Untergrundbahn, auf eine russische Konstante: barbarisch auftrumpfende Pracht, eine vitale Exuberanz, die mit übernommenen Elementen aus West und Ost, unbekümmert um Stilregeln, großzügig und skurril schaltet und waltet.

Nach unseren Begriffen ist Moskau keine sehr alte Stadt, aber sie ist so getränkt mit nationaler Geschichte, daß sie ihren Rang als Kapitale eines Weltreichs mit sicherer Würde trägt. Aus ihren Zügen sprechen Kraft, Dauer und zäh geprüftes Leben.

Was wir von der Landschaft des russischen Kernlandes und seinen kleineren alten Städten (fast jede mit ihrem bescheideneren Kreml) zu sehen bekamen, bestätigte in stark provinzieller Abwandlung die Eindrücke der ersten Tage. Trotz der zunehmenden Industrialisierung, trotz der zwischen die primitiven Holzdörfer gestreuten neuen Sowchosen ist das äußere Bild viel stärker vom Altväterischen geprägt als man erwartet.

Leningrad

In Leningrad spürt man den Gegenpol zu Moskau innerhalb des eigentlich russischen Reichsgebietes. Im geistigen und künstlerischen Leben hat es eine führende Rolle bewahrt. Die Bevölkerung scheint etwas differenzierter, das bäuerlich allrussische Element tritt zurück. Es heißt, das Lebensklima sei um eine Nuance milder, freier. Leningrad war nicht nur zaristische Residenz und während zwei Jahrhunderten das Tor zum Westen, es war auch die Wiege der großen Revolution. Man glaubt, Spuren der Empfindlichkeit gegenüber Moskau, dem es seinen Rang abtreten mußte, wahrzunehmen.

Wer zum ersten Male in diese Stadt kommt, hält den Atem an vor so großer, edler Schönheit. Im Gegensatz zu Moskaus natürlichem Wachstum ist das Zentrum Leningrads ein künstliches Gebilde, monumental geplant als Residenz der Zaren und ihrer Hofaristokratie, geplant und durchgeführt in Abwendung von der Welt des bojarischen Feudalismus und in programmatischer Hinwendung zu dem aufgeklärten Absolutismus des Westens. In seinen grandiosen Prospekten, in den noblen Fronten der Regierungsbauten und der

zahllosen Adelspaläste fanden die großen europäischen Stile, vom strenger gegliederten des frühen 18. Jahrhunderts über blühendes Rokoko bis zum vorherrschenden kühleren Klassizismus einen letzten großartigen Ausdruck. Hier ist es der geistigen Provinz gelungen, unter der Führung großer europäischer Architekten, in der kurzen Zeitspanne von etwas über 100 Jahren das Übernommene souverän und ohne Vergewaltigung wunderbar dem Standort und dem Lichte anzupassen und zu etwas Eigenem, Einzigartigen umzuprägen.

Zauberhaft ist die helle, zarte Farbigkeit der weißkonturierten Fassaden. Rosa, grün, blau und gelb lagern sie in Grün gebettet oder spiegeln sich in den Wasserläufen der stolzen Newa und der stillen Kanäle. Im Traumlicht der hellen Sommernächte wird alles irrisierend diaphan.

Leningrad, sein alter Name stand ihm so viel besser zu Gesichte, ist eine der schönsten Städte der Erde und eine der traurigsten. Der Untergang der Welt, für die sie geschaffen wurde, ist zu nah, zu fühlbar noch die nackte Not des zweiten Weltkriegs. Die Diskrepanz zum Heute ist zu kraß. Eine unsägliche Melancholie der Vergänglichkeit geht aus von dieser herrlichen Kulisse.

* * *

Unsere leider nur zu kurzen Reisen in vier der autonomen Unionsrepubliken genügten immerhin, um den abstrakten Begriff des Sowjetimperiums mit einer Ahnung seines prallen, vielfältigen Lebens zu füllen. In jeder der von uns besuchten Republiken: Ukraine, Georgien, Armenien und Uzbekistan spürt man sofort die nationale Eigenart, deren unmittelbarer Ausdruck in der (immer neben dem Russischen) vollanerkannten eigenen Sprache liegt. Ebenso unverkennbar aber ist die straffe, alles durchdringende Bindung an Moskau. Heute gewinnt man als Tourist den Eindruck, daß die diesen Gegensätzen innewohnende Spannung sich in einer Phase relativer Ausgeglichenheit befindet. Bessere Kenner der Verhältnisse bestätigen, daß die Nationalitäten- und Rassenpolitik der Zentralgewalt nicht ungeschickt ist, geschickter als diejenige der Zarenzeit. Die, aller Fehlleistungen zu trotz, konsequente und großzügige Förderung wirtschaftlichen und sozialen Fortschrittes in Stadt und Land dürfte sich zur Zeit zu Gunsten Moskaus auswirken. Daß der Preis an Leben und Leiden für die Erreichung dieses Zustandes weitgehender Angleichung und eines wahrscheinlich oft passiven Konformismus mit russischem Maß gemessen wurde, ist bekannt. Dennoch, die Eigenart dieser Völker erhält sich zähe. Ihre Geschichte ist in jedem dieser vier Fälle älter als die russische, und ihre Träger sind sich dessen bewußt. Einige wenige Streiflichter aus eigener Beobachtung mögen das illustrieren.

Kiew

Wir fahren mit dem Balkanexpress in achtzehn Stunden nach Kiew. Die Abschiedsumarmungen unserer Mitreisenden am Moskauer Bahnhof werde ich nicht vergessen. Die Viererabteile im Schlafwagen sind groß und bequem. Der Zug scheint mit kaum vierzig Kilometer Geschwindigkeit zu fahren. Das Tempo der Sowjetunion wirkt ganz allgemein nicht gehetzt. Unsere Reisegenossen richteten sich ein für drei Tage; in Pyjamas und Morgenrock wandelten sie unbefangen auf den Bahnsteigen der Zwischenhalte. Samowarservice im Waggon, auf Wunsch auch Hühnerbrühe mit Pastetchen. Von Zeit zu Zeit, mehr symbolisch, Staubsaugerdienst im Abteil. Eine Reise mit der Transsibirischen, mit ebenso netten Freunden zusammen, wäre nicht die schlechteste Nervenkur.

Wunderschön nach dem herben winterlichen Rußland ist das Erwachen im ukrainischen Frühling: weiße, strohbedeckte Bauernhäuschen in fruchtbarer Erde, umgeben von der Vielfalt der grünenden und blühenden Bäume einer milderen Erdenzone.

Auch die Stadt Kiew, nach den furchtbaren Zerstörungen des Krieges in einer etwas besseren Variante des Sowjet-Unstils neu aufgebaut, hat eine leichtlebigeren Ambiente als Moskau oder Leningrad. Das schlechte und charmelose Intouristhotel ist wie überall ein Treffpunkt der lokalen Oberschicht. Die eifrig tanzenden Frauen sind hier geschminkt, besser frisiert und in ihrer Kleidung bis zu den Stöckelschuhen betont modischer. Sie könnten aus einer Stadt der osteuropäischen Randstaaten stammen.

Am Morgen, bei einer kurzen Dampferfahrt auf dem breiten, vielarmigen Dnjeper, sehen wir Tausende in kleinen Booten den ersten Frühlingssonntag genießen.

Wundervoll und bewegend war ein Gottesdienst in der großen, bis auf die Freitreppe von Menschen überfüllten St.-Andreas-Kirche, einer der blau-weißen Rokokobauten Rastrellis. Die berühmten älteren Kirchen und Klöster Kiews haben schwer unter dem Krieg gelitten.

Tiflis

Unverkennbar ist die Eigenart der Georgier. Ein stolzer, feuriger Menschen-schlag, mit wachem, kühnem Blick. Etwas Herrenmäßiges dringt noch durch das Arbeitskleid des 20. Jahrhunderts.

Als das russische Binnenland noch tief im Dunkel der Prähistorie lag, begegneten sich hier schon die frühen Hochkulturen Kleinasiens und der mediterranen Welt. Hier hat Prometheus gelitten und Medea das goldene Fließ gehütet. Im Bannkreis von Byzanz wurden die Georgier früh christianisiert.

Goldene, email- und gemmengeschmückte Ikonen im Museum von Tiflis zeugen von dieser Zeit. Zahllose, stets im uralten Stil wiederhergestellte, oft burgartige Kirchen zeigen, wie treu dieses immer wieder von andersgläubigen östlichen Nachbarn bedrohte Bergvolk seinen Glauben wahrte.

Das Zentrum der Hauptstadt Tiflis hat noch den Charakter der zaristischen Gouvernementsstadt. Rund herum aber mußten die einstigen orientalischen Viertel und Basare der neuen Eintönigkeit weichen. Auch die Grenzen nach Persien und der Türkei schließt ein eiserner Vorhang. Dennoch und obgleich die Georgier stolz sind auf ihren furchtbaren Landsmann Stalin und seine Standbilder treuer bewahren als die Russen, glaubt man über die angrenzenden Meere hin das leise Wehen einer etwas kosmopolitischeren Luft zu spüren.

Unter unseren vielen, meist farblosen Führern zeichnete sich der georgische Literaturstudent durch seine temperamentvolle Lebensfreude aus. Wein, Weib und Gesang sind sein Lebelement. Früh morgens um sechs, während der Autofahrt nach Yerivan zitierte er: "It is the nightingale and not the lark", und bei der spätnächtlichen Heimfahrt, an einer besonders kritischen Straßens-
stelle: "To be or not to be, that is the question." Dazwischen rezitierte er Verse seines großen Nationaldichters Rustaveli oder sang Melodien aus der georgischen Oper Daissi.

Im staatlichen Restaurant (Kantine wäre eine treffendere Bezeichnung), hoch über der Stadt gelegen, wurden wir von einer Gruppe reiferer Studenten in spontan freundschaftlicher Weise aufgefordert, mit ihnen ein Glas zu trinken. Daraus entstand ein kleines Gelage mit Wein und Sekt unter dem beliebten Motto: «Friede, Freundschaft und Fortschritt.» Die von der Propaganda zerdrochenen Worte gewinnen im Munde des Einzelnen einen echten Klang zurück.

Yerivan

Eine anstrengende, doch sehr lohnende Autofahrt brachte uns von Tiflis in das kleine armenische Hochland. Durch fruchtbares Land, vorbei an hübschen Bauernhäusern mit bunten, gedeckten Balkonfronten, längs einsamer Flußtäler mit wilden Hirtentypen und ihren Herden großgehörnter Schafe, durch lichte Nußbaumwälder, führte der Weg über einen Paß an den kahlen, großen Sevansee. Jenseits dieses Sees liegt die Hauptstadt Sowjetarmeniens, Yerivan, von unserem Baedeker aus dem Jahre 1913 als kleines Bergstädtchen von 30000 Einwohnern geschildert. Heute zählt Yerivan etwa 380000 Einwohner und wirkt wie ein ausgedehnter, emsiger Bauplatz. Die Verwendung des einheimischen blau-roten Natursteins, im Unterschied zu dem im Sowjetreich üblichen fahlen und schlechten Backstein, gibt den Bauten ein besseres, dauerhafteres Aussehen, und die zwar mißverstandene Übernahme

von Motiven aus der frühen, der georgischen verwandten Kirchenarchitektur, wie Bogenloggien und teppichartige Fassadenplastik, betont die unverwechselbar nationale Note.

Die Atmosphäre von Yerivan scheint nüchterner, kolonisatorischer, man möchte sagen demokratischer als die von Tiflis.

Nur den Juden vergleichbar hat dieses kleine, tüchtige Volk, durch Rasse und Glauben geeint, während Jahrhunderten der Verfolgung und der Zerstreuung in alle Erdteile standgehalten und die Sehnsucht nach einem anerkannten eigenen Heimatstaat bewahrt. Die Sowjets haben es verstanden, diesen Traum der nationalen Heimstätte propagandistisch auszunützen. Nach den türkischen Massakern und in neuerer Zeit als Folge des arabischen Nationalismus im Mittleren Osten setzte eine starke Einwanderung in das sowjetarmenische Gebiet ein und löste die dynamische Entwicklung der kleinen Republik aus. Auf den Traum muß für Menschen, deren Lebensbeziehungen in alle Erdteile reichen, in vielen Fällen rasch Ernüchterung gefolgt sein. Doch die Armenier sind wie wenige geübt und erfahren im Überdauern.

20 Kilometer von Yerivan entfernt steht die auf das 7. Jahrhundert zurückgehende, im 14. neu hergestellte Kathedrale von Etschmiadzin, der Sitz des armenischen Katholikos. Der gut englischsprechende Priester der uns führte, vertrat, alle Barrieren und Schwierigkeiten mit Schweigen übergehend, den Anspruch seines Katholikos, auch heute als Oberhaupt der armenischen Kirche der ganzen Welt zu gelten. Der wertvolle Kirchenschatz, seltene frühe Handschriften, wurde verstaatlicht und ist in einem Museum der Hauptstadt ausgezeichnet ausgestellt.

Taschkent, Samarkand und Buchar

Zwei Stunden dauert der Flug von Tiflis nach Taschkent, der Hauptstadt Uzbekistans, im Herzen Zentralasiens. Auf die Gebirge des Kaukasus folgen, so weit das Auge reicht, baumlose Steppen, Salzwüsten und in ihnen versickernde Seen und träge, gewaltige Ströme. Die größten, den Oxos und Yaxartes, hat einst Alexander der Große überschritten. Taschkent ist zugleich die Metropole aller zentralasiatischen Republiken und ein auch für die Wirkung auf die hier einfliegenden asiatischen Nachbarn berechnetes Pardestück der sowjetischen Entwicklungsdynamik. Nichts fehlt: großzügig in Grün gebettet, liegen die Regierungsbauten und Hochschulen, Oper, Theater, Kulturparks und ein modernes Hotel; im weiteren Umkreis große neue Wohnviertel und eines der größten Textilwerke der UdSSR. (Baumwolle ist das Hauptprodukt dieser Region.) Die Reste der früheren Eingeborenensstadt sind verdrängt und versteckt. In der Bevölkerung, etwa zu gleichen

Teilen aus Einheimischen und aus zugewanderten Russen gemischt, scheint Gleichberechtigung verwirklicht zu sein.

Die zu den Turkvölkern zählenden Uzbeken sind ein kraftvoller, viriler Menschengeschlag. Die runden Schädel, mit den traditionellen gestickten Käppchen bedeckt, die Frauen in weiten Gewändern aus buntgeflamelter Seide, im Munde beiderlei Geschlechts sehr häufig ein massives Gebiß aus glänzendem Stahl, wirken sie selbstsicher zwischen den Zeiten und Welten stehend. Für uns war Taschkent Durchgangspunkt nach Samarkand und Buchara. Hier ist man wieder in uraltem Kulturland. Seine höchste Blüte erlebte das Gebiet in der Zeit des frühen Islam unter der Dynastie der Samaniden und nochmals nach dem Mongolensturm unter dem großen Timur und seinen Nachkommen. Die Reste der Bauten jener Zeit sind es, die heute die Menschen anlocken.

Wer den Zugang zu der mathematisch kristallinen Schönheit großer islamischer Architektur gefunden hat, begegnet hier Werken höchster Vollendung. Die Baukörper mit den türkisblauen Kuppeln ruhen fast schwerelos in vollkommener Ausgewogenheit. Die totale Umhüllung durch den farbig im Lichte spielenden Fliesenschmuck, vegetativ rankend oder die kufischen Schriftzeichen ornamental variierend, erhöht die entmaterialisierte Wirkung dieser Kunst.

Nur Isfahan läßt sich mit Samarkand vergleichen, und die Qualität ist im einzelnen hier noch kostbarer.

Erwähnung verdient hier, wie überall wo wir waren, die außergewöhnlich tätige und gute Arbeit des Denkmalschutzes.

Verglichen mit Taschkent ist in diesen kleineren Provinzstädten, zu unserer persönlichen Freude, das Signum sowjetischen Fortschrittes viel weniger aufdringlich. Der Prozentsatz der einheimischen Bevölkerung in halbwegs orientalischer Tracht ist wesentlich höher. Die Lehm-Labyrinth der ganz nach innen gerichteten alten Wohnviertel sind weitgehend erhalten, und häufig trifft man eines der sympathischen, zu geruhigem Verweilen einladenden, mir von Persien her bekannten Teehäuser oder Tchaikanehs. Nur die Basare, das einstige Lebenszentrum orientalischer Städte, sind bis auf spärliche Reste aufgehoben. Zwar gibt es Märkte für das Alltägliche, aber von den Märchengütern, die sich für unsere Vorstellung mit Namen wie Samarkand verbinden, ist in den staatlichen Buden nichts zu kaufen.

Die Stellung des Islams im Sowjetreich ist eine auch für Spezialisten schwierige Frage. Als flüchtiger Besucher erfährt man, daß in einigen, meist abseits liegenden Moscheen einmal wöchentlich Gottesdienste zugelassen sind. Der Ruf des Muezzin ist beinahe verstummt. Ganz vereinzelt trifft man, wie aus einer fernen Welt kommend, eine dicht verschleierte Frauengestalt. Dagegen wird man in Buchara ostentativ in die vor einigen Jahren für hundert Studenten wieder eröffnete islamische Universität, einst eine Hochburg mohammedanischer Theologie und Wissenschaft geführt. Fast alle anderen Medres-

sen sind geschlossen. Vor einigen Jahren vernahmen wir in Aleppo die Vermutung, diese hohe Schule von Buchara diene unter anderem der Ausbildung spezieller mohammedanischer Emissäre für die kommunistische Propaganda in der übrigen islamischen Welt.

In dem wenige Wochen vor unserem Besuch eröffneten Touristenhotel von Buchara bekamen wir sozusagen am eigenen Leibe etwas von den Schwierigkeiten zu spüren, denen das Vordringen des technischen Fortschrittes in den entlegeneren Gebieten begegnet. Zwar erhält jeder Gast eine ganze Suite zugeteilt: 1—2 in viktorianisch-orientalischer Plüschpracht eingerichtete Wohnzimmer, einen Schlafrum mit großer Loggia und ein scheinbar modernes Bad. Jedoch: die Türen schließen nicht, die Fenster lassen sich nur mit dem Hammer öffnen, das Wasser fließt sporadisch, mit Vorliebe nachts, und da jeder Ablauf von Gips und Mörtel verstopft ist, sind Überschwemmungen der Räume an der Tagesordnung. Ein Beispiel des Auseinanderklaffens von Plan und Erfüllung.

Nirgends wurde unser beharrlicher Kampf mit der utilitaristisch eingestellten Intourist um eine «Fahrt ins Blaue» in die ländliche Umgebung beglückender belohnt als in Samarkand. Bis auf die schmale Autostraße hat sich hier seit den Zeiten Timurs kaum etwas geändert. Wir fuhren durch weite Felder dunkel leuchtenden Mohns. An den Hügeln lagern in Terrassen unscheinbare Lehmdörfer. (Zögernd gibt man uns zu, sie seien noch nicht kollektiviert.) Drum herum Menschen in bunten Tüchern, Federvieh, Ziegen und Esel. Auf einem bescheidenen Acker ein Holzpflug. Querfeldein zwischen Enzianen und blauen Lilien bummelt sorglos ein munteres Fuchselein. Im lichten Hügelwald blühen die langstieligen, scharlachroten Wildtulpen und große tiefgelbe Hagrosen, wie ich sie nur einmal, als kostbare Seltenheit fast rituell vorgeführt, im Park von Rudolf Borchardts Villa über Lucca gesehen habe. Im Geäst spielen gelbschwarze Pirole, grünblau schillernde Blauracken und tausend kleinere Vögel, die mit ihrem schmetternden Gesang die Luft erfüllen. Am Horizont schneebedeckt und entrückt die Kette des hohen Pamirgebirges. Hier, in das reinste Licht gebettet, fanden wir *unser* irdisches Paradies.

Die Intourist

Untrennbar von dem überwältigenden Erlebnis des Raumes und der weitgespannten Vielfalt des Reiches ist der Eindruck einer auf totale Durchdringung aller Lebensbereiche zielenden, unserem Denken fremden und widerstrebenden imperialen Konzeption.

Im Verkehr mit der staatlichen Reiseorganisation, der Intourist, gewinnt man als individueller Tourist einen winzigen, harmlosen, doch sehr aufschlußreichen Einblick in die Mentalität und die Praxis des Systems. Für die Dauer

des Aufenthaltes in der UdSSR wird man zwangsläufig dieser Organisation eingegliedert. Sie besorgt die Fahrkarten, Hotelzimmer, Autos und Führer, Geldwechsel, Auslandspost und dergleichen mehr. Ein Wechsel des Reisebüros oder gar der Verzicht auf seine Dienste kommt nicht in Frage. Der Luxustourist darf theoretisch alle Orte auf der Intouristliste (es sind heute über dreißig) und eventuell deren nächste Umgebung besuchen sowie einige tausend Kilometer Hauptstraßen, möglichst ohne anzuhalten, befahren. Außerhalb dieser Zonen ist die Sperre absolut. In der praktischen Ausarbeitung des Reiseplanes stoßen die beiden Welten aufeinander. Das Ideal der russischen Seite wäre, unter Berücksichtigung einiger Wünsche, die ganze Reise souverän zu planen und den Reisenden dann von Etappe zu Etappe zu verschicken, wie der dort gebräuchliche Ausdruck lautet. Selbstverständlich dient das der Kontrolle, zugleich aber ist es ein bezeichnender Ausdruck des obrigkeitlichen Planungsglaubens, der sich zu wissen anmaßt, was für einen jeden nützlich und angemessen ist. Will man sich dabei aktiv einschalten, so kommt man nicht aus dem Staunen heraus. In den großen Servicebüros der Intourist gibt es weder Landkarten noch Fahrpläne; nicht einmal ein Verzeichnis der Öffnungszeiten der Sehenswürdigkeiten liegt auf. Mithelfende, zeitsparende Initiative des Touristen ist nicht vorgesehen, Improvisation verpönt. Von den Wünschen werden einige, manchmal die unerwartetsten, sogleich erfüllt; die Mehrzahl stößt auf Hindernisse: «Niet! Ganz unmöglich» (obschon der Ort im Visum aufgeführt ist), «vielleicht in zwei Wochen» (wenn man längst anderswo sein muß), «wir werden den Chef fragen» (der auf unbestimmte Zeit verreist ist). Alles ohne Begründung. Man kommt sich vor wie ein Kind vor der rätselhaften Mentalität der Erwachsenen. Bleibt man angesichts dieser sich stauenden und sich täglich erneuernden Schwierigkeiten standhaft und kämpft, wie mein junger Freund, sportlich um des Kampfes willen, so erreicht man erstaunlich viel. Ganz normale, nur wie es scheint seltene Stadtpläne, Landkarten und Fahrpläne treffen innert 3—4 Tagen ein. Schwierigere Ausflüge werden bewilligt. Auf einen Zornausbruch von mir, dessen ich mich noch jetzt schäme und während dessen ich bereits auf eine prompte Ausweisung gefaßt war, erhielt ich im liebenswürdigsten Ton die Antwort: "you will go tomorrow, Madam". Es handelte sich um die Autofahrt nach Vladimir. Aus meinem reichlich überhitzten Eifer hatte die Dame geschlossen, ich müsse eine Dozentin der Kunstgeschichte sein. Dadurch war der Wunsch für das Sowjetdenken berechtigt. Umgekehrt fand man es zuerst unnötig, daß wir eine der großen Sowchosen zu besichtigen wünschten, da wir doch keine Landwirte seien. Wozu denn?

Oft begreift man nachträglich selbst die Gründe der zögernden Bewilligungen: die Straße ist kaum befahrbar, die zu besichtigenden Bauten sind hinter Gerüsten verborgen, Hotels und Komfort sind ungenügend, es fehlt an Autos, an lokalen Führern, und diejenigen von Moskau haben diesen Ausflug nicht

in ihrem Repertoire. Der Reisende soll aber perfekt betreut werden. Nie aber würde einem diese einfache einleuchtende Erklärung gegeben.

Diese mühsam zeitraubende Reiseplanung vermittelt eine Ahnung von der Sowjetbürokratie und ihrem Netz von Instanzen und Kompetenzen. Auffallend ist das Ausweichen vor persönlicher Verantwortung. Jede Bagatelle bringt telegraphische oder telephonische Rückfragen (meist werden 2 bis 3 Apparate mit Nonchalance gleichzeitig bedient) an eine höhere, sich ihrerseits entziehende Instanz. Alle Pläne hängen schwirrend in der Luft. Doch für den Neuling erstaunlich: in letzter Stunde knüpfen sich die Fäden zu einem zuverlässigen, fehlerfreien Gewebe. Mit etwas Erfahrung und Glück lernt man in den Servicebüros meist die eine tüchtige Kraft aufspüren, welche das Räderwerk im Gange hält und der friedlichen Koexistenz zwischen westlichem Unverstand und eigener Unfehlbarkeit für kurze Frist den Weg ebnet. Intourist trägt für seine Klienten eine Verantwortung wie keine westliche Reiseorganisation, und ihre Aufgabe ist nicht leicht. Befremdend, oft irritierend ist das System; seine Beamten und Führer sind meist höflich, geduldig und in ihrer Weise hilfsbereit.

Innerhalb der Städte kann man sich heute relativ frei bewegen. Während einer ersten Reise ist man schließlich trotz allem der Intourist dankbar für ein Gefühl der Geborgenheit in einer fremden, ungewohnten Welt, und man fragt sich nur, wie mit dieser Methode die rasch wachsende Zahl der Reisenden bewältigt werden soll.

Die Wirtschaft

Der Wirtschaftssektor im engeren Sinn gehört, mit einigen Ausnahmen, nicht zum Programm des Tourismus. Dafür sind andere Instanzen zuständig, und Fachdelegationen und Kongreßgruppen auch aus nichtkommunistischen Ländern trifft man überall an. Unsere Beobachtungen konnten sich nur auf das Allgemeinste beschränken.

Eines der schlagendsten Paradoxa für jeden, der aus dem Westen kommt, ist das steile Gefälle von den weltbekannten Spitzenleistungen (von denen wir uns zum Beispiel im Flugwesen überzeugen konnten) hinab zu dem Lebensstandard des Alltags. Heute scheint zwar niemand Mangel zu leiden, und die Versorgung soll sich nach dem Urteil aller, die den Vergleich machen können, in den letzten Jahren stark verbessert haben. Doch bleibt das Angebot fast durchweg knapp, und die Preise sind mit einigen bezeichnenden Ausnahmen (Radio und Fernsehapparate) sehr hoch. Qualität und Varietät der Güter liegen weit unter dem uns selbstverständlichen Niveau. Geschmackvolle Ausrüstung oder gar Luxus sind unbekannte Kategorien. Das trägt wesentlich zu dem farblosen Straßenbild bei.

Gegenwärtig und noch auf einige Zeit mag es richtig sein, für einen weiten

Güterbereich der Quantität die absolute Priorität zu gewähren. Am sichtbarsten geschieht das bei der Bekämpfung der katastrophalen Wohnungsnot. Die in Durchführung begriffenen, auch für die weitere Industrialisierung unerläßlichen Wohnbauvorhaben sind gigantisch. Kilometerweit erstrecken sich am Rande jeder Stadt die Bauplätze und Neubauten. Ihre Ausführung ist rudimentär und gewährleistet keine Dauer.

Die Industriebauten dürften solider sein, doch erinnern sie, von weitem gesehen, eher an die traurigen Fabriken des letzten Jahrhunderts als an unsere heutigen hellen Hallen aus Glas, Stahl und buntem Kunststoff.

Insofern ein Ausbau der Verkehrswege zu den Grundvoraussetzungen einer modernen Wirtschaft gehört, ist das Straßennetz erstaunlich unentwickelt. Bis auf wenige mäßig gute Hauptstraßen gibt es nur holperig schmale Landstraßen und lehmige Flurwege.

Auch bei den Arbeitsleistungen schienen uns die Niveauunterschiede bedeutend größer als in unseren Breiten. Der Durchschnitt liegt bestimmt wesentlich tiefer. Unten die große sture Masse der Ungelernten, mit einem für uns, gerade bei schwerer Bauarbeit, befremdend hohen Prozentsatz Frauen. Doch, wo wir zuschauen konnten, glich das Tempo keineswegs dem gehetzter Sklaven und ließ eher vermuten, daß im Arbeitsethos dieser Menschenschicht noch die alte biblische Lehre der Arbeit als einer Strafe Gottes gilt, wodurch den neuen Planern ein hartnäckiger Widerstand erwächst. Am oberen Ende, sich stärker von der Masse abhebend als anderswo, erkennt man leicht jene tüchtigen, aufgeweckten Typen, die ihre Ausbildung und ihren Aufstieg dem Regime verdanken und dafür zukunftsgläubig den schweren Karren ziehen. Als ein Beispiel erwähne ich den Leiter der großen Sowchose bei Tiflis (die in vergrößertem Maßstabe einer landwirtschaftlichen Versuchsstation bei uns entspricht), dessen uns mit Verve vorgetragenes Lebensziel es ist, die ganze Sowjetunion mit immer besseren kaukasischen Weinen und mit einer allerdings erst noch zu züchtenden, gegen die Transport- und Klimahärten des Riesenreiches gefeiten Tafeltraubensorte zu beglücken.

Die Dienstleistungen des Hotel- und Verkaufspersonals zeichnen sich durch Langsamkeit, Inkompetenz und Umständlichkeit aus. (Einen freundlichen und einen unwirschen Ton gibt es wie überall.) Mangel an Koordination und ein gewaltiger Leerlauf sind geradezu Kennzeichen der russischen Planwirtschaft. Auf jedem größeren Flughafen steht etwa ein Dutzend der teuersten Düsenflugzeuge müßig, etwa ein Drittel der Lastwagen (wir versuchten sie zu zählen) fährt ohne Ladung über Land. Jeder Einkauf ist mit einem doppelten Weg von der Theke zur Kasse verbunden, jedesmal mit erneutem Anstehen. An Stelle moderner Registrierkassen ist das Rechenbrett allgemein gebräuchlich. Wie der starre Dirigismus den Anforderungen einer differenzierteren Wirtschaftsstufe gewachsen sein soll, ist eine Frage die sich dauernd aufdrängt.

Bedenkt man die trotz allen Schwierigkeiten und Widerständen bereits erreichten großen Erfolge und die kühn gesteckten Zukunftsziele, so begreift man die unermüdliche Kampagne zur Steigerung und Verbesserung der Arbeitsleistung, der man auf Schritt und Tritt begegnet.

In den Betrieben und Kolchosen gibt es überall Optimismus ausstrahlende Plakate mit Idealbildern der Produkte und ihrer glücklichen Erzeuger, neben Statistiken der Produktion der gegenwärtigen Planperiode. Die Gewohnheit unserer Führer, die Zahlen für das laufende Jahr mit denen des Plansolls für 1965 zu verwechseln, veranlaßte meinen Freund zu der treffenden Bemerkung: «Rußlands Uhren gehen vor.» Andere Plakate dienen der Erziehung zur Reinlichkeit, zur Verkehrssicherheit, zur Vermeidung von Feuergefahr und so weiter. Viel wurde schon erreicht, unter anderem in der Sauberkeit der Städte und einer fast pedantischen Pünktlichkeit. Es wäre leichter, diese naiv schulmeisterliche Propaganda zu belächeln, wenn sich nicht gleichzeitig das Unbehagen regte über die Methoden unserer eigenen Reklame mit ihrem fragwürdigen Anreiz zu maß- und sinnlosem Verbrauch.

Das kulturelle Leben

Auch es untersteht dem Staat und soll der kommunistischen Ideologie dienstbar sein. Alle modernen Kunstrichtungen sind verpönt.

Die offizielle Doktrin fordert den «sozialistischen Realismus» — wir würden eher sagen Utopismus. Der Sowjetbürger genießt davon sein reichliches Pflichtpensum in Schule und Kulturpark. Auch als Ausländer sieht man diese seichte Bilderbogenmalerei und die jämmerlichen Erzeugnisse sowjetischer Plastik bis zum Überdruß. In Serien hergestellte Statuen aus versilbertem Gips schmücken Stadt und Land: Standbilder Lenins und anderer kommunistischer Führer, Idealtypen des starken, gesunden, glücklichen Sowjetmenschen und neuerdings spielende Bären und Rehe am lauschigen Waldrand. Bemerkenswert ist eine Entwicklung vom heroisch Proletarischen zum idyllisch Spießbürgerlichen.

Auf einer etwas höheren Stufe stehen die Marx-Lenin-Institute, würdige Akademien und Weihestätten der kommunistischen Orthodoxie. Es gibt ihrer sieben oder acht in der ganzen Union, und sie sollen alle fast gleich eingerichtet sein. Wir besuchten diejenige von Tiflis. In etwa zwanzig Räumen ist streng chronologisch das Leben Lenins von der Wiege bis zur Totenmaske, mit Lorbeerkranz und Ehrenfahne in lückenloser Dokumentation dargestellt. Familienbilder, Photos, Schulzeugnisse, Briefe, Manuskripte, Erstdrucke der Pamphlete Lenins, Modelle der von ihm bewohnten Zimmer und der unterirdischen Räume der einstigen revolutionären Zellen und zum Abschluß Ölgemälde der großen Tage der Revolution vermitteln ein erstaunlich anschau-

liches Bild. Wir fanden Photographien unserer Zürcher Zentralbibliothek, des Volkshauses und der Wohnung Lenins an der Spiegelgasse. Sehr bezeichnend war die leicht tadelnde Bemerkung der uns führenden Leiterin, man habe zweimal vergeblich an die Zentralbibliothek geschrieben, mit der Bitte um ein Verzeichnis der dort von Lenin benützten Bücher. Ich habe seither erfahren, daß Bücherbenutzungszettel bei uns nicht aufbewahrt werden! Die Russen hingegen haben einen stark entwickelten Zug zum Archivalischen, der wie so vieles aus der zaristischen Ära in das neue System übernommen wurde und sehr verschiedenen Zwecken dienen kann.

Auf einem Gemälde der Proklamation der siegreichen Revolution wagten wir Trotzki zu vermissen, um belehrt zu werden, daß «Volksfeinde» nie gezeigt werden. Das gilt übrigens nur von kommunistischen Häretikern, denn Bilder der Zaren, auch des letzten unglücklichen, sieht man bisweilen. Ich vermute jedoch, daß auch Trotzki irgendwo tief unten in den Archiven ruht und auf einen Gegenschlag des dialektischen Pendels wartet. Im Marx-Lenin-Institut waren wir damals die einzigen Besucher.

Es ist eines der weiteren Paradoxa der Sowjetwelt, daß die Quellen der vitaleren geistig-künstlerischen Strömungen außerhalb dieses doktrinären Kulturbetriebs und seiner hohlen Pseudokunst liegen. Sie werden gespeist von der nationalen Tradition.

In keinem anderen Lande gibt es so viele ältere Denkmäler (nicht aus Gips, sondern aus schwerer Bronze) von berühmten Dichtern und großen Männern des Geisteslebens. Wo immer möglich, wurden deren einstige Wohnstätten pietätvoll als kleine Museen eingerichtet.

Jede Provinzstadt hat ihre Museen für Kunst und Geschichte. In den historischen Sälen trifft man zwar auf Konzessionen an die marxistische Geschichtsphilosophie, aber sie werden mehr als aufgewogen durch die gründliche Forschungsarbeit und die Pflege der Überlieferung um ihrer selbst willen. Alles wird aufbewahrt, von der Steinzeit bis zum Mobiliar des früheren zaristischen Gouverneurs.

Überraschend in einem Lande, das seine Arbeitskraft und seine Mittel betont zukunftsgerichtet einsetzt, sind die Großzügigkeit und der Eifer, mit denen historische Bauten (Paläste, Kirchen, Moscheen) im ganzen Reich restauriert werden. Es berührt seltsam, wenn unter dem Blick der Statue Lenins kommunistische Arbeiter feines Blattgold auf verwitterte Zwiebelkuppeln hämmern. Selbstredend ist der Mehrzahl dieser Bauten nur eine museale Existenz zugedacht. Die unbeschreiblich schönen Ikonen, die einst in den dunklen Innenräumen der Kirchen verehrt wurden, werden in besonderen Werkstätten mit vorbildlicher Fachkenntnis vom Staub der Jahrhunderte befreit und strahlen nun ihre reine fromme Schönheit in eine scheinbar fremde Welt aus.

Bekannt ist die Leidenschaft der Russen für alle Formen des Theaters. Zum Bestand jeder größeren Stadt gehört, neben anderen Bühnen, die Oper. Natürlich werden auch Stücke des sozialistischen Realismus gespielt. Auffallend aber ist das Vorherrschen des klassischen Repertoires und des Aufführungsstils der früheren Ära.

In ihrer einstigen zaristischen Pracht erneuert, prangen die berühmten Theater von Moskau und Leningrad. Auf diese Hochburgen der Tradition sind die Russen stolz. Tschechow wird bis in die letzte Einzelheit in den Inszenierungen Stanislavskis gespielt. Im Ballett sahen wir sentimentales Pathos des vorigen Jahrhunderts zu hohem Stil geläutert. Die Comédie Française feierte Triumphe mit Corneille, während das leichtere «Musical» der Amerikaner «My Fair Lady» nur eine kühle Aufnahme fand. Ironie und ihr Spiel wechselnder Perspektiven findet in der heutigen Geisteslage ein geringes Echo.

Für das Bedürfnis nach unbeschwertem Spaß und Spiel sorgt der Zirkus (auch er ein Staatsbetrieb!), der in allen Städten eine Dauerinstitution ist.

Es gibt kleine Kreise, welche diese Stagnation alles künstlerischen Lebens auf dem Stand des Jahres 1914 bedauern, die begierig sind nach der verbotenen experimentierenden Kunst des Okzidents. Die meisten aber (und man vergesse die Zahl derer nicht, für die alles Kulturelle Neuland ist) sehnen sich nach Jahrzehnten der Erschütterung nach festem Boden unter den Füßen, sie finden ihn in der Verbundenheit mit der vorrevolutionären Zeit, vor allem mit ihrem eigenen großen 19. Jahrhundert. Man spürt es den hingebungsvoll mitgehenden Theaterbesuchern an, daß sie sich in dieser konservativen Welt zu Hause fühlen. Hier suchen sie Erholung von dem kargen frostigen Alltag und der allzu dünnen Luft einer utopischen Zukunft.

Und so, wie die neuen Herren in den Kreml eingezogen sind, haben sie diesen restaurativen Stil einer von ihnen bis zur Vernichtung bekämpften Welt akzeptiert. Wahrscheinlich in Anerkennung der nationalpatriotischen Werte gewähren sie den Theatern und ihren Künstlern eine hochprivilegierte Existenz.

Die Kirche

Es ist bekannt, daß die christliche Glaubensausübung seit dem letzten Krieg ein gewisses Maß taktischer Duldung genießt. Doch ist die Zahl der für den Gottesdienst freigegebenen Kirchen im Vergleich zu früher sehr klein. Wir haben von Moskau bis Armenien eine Anzahl solcher Kirchen und zwei große Wallfahrtsklöster besucht. Eigentliche Schwierigkeiten hatten wir nicht. Die Intouristführer halten sich in religiösen Fragen streng an die offizielle Sprachregelung: Religion bedeute der heutigen Generation nichts, sie sei nur

noch ein Relikt aus einer überlebten Epoche und vom Gang der Entwicklung zum Absterben verurteilt. Die Führer waren von sich aus unfähig zu der primitivsten Erläuterung, doch war ihr Benehmen zu den Priestern und Gläubigen immer korrekt und freundlich, und sie gaben sich bereitwillig Mühe, deren Erklärungen zu übersetzen.

Das prächtige Kloster des heiligen Sergius in Zagorsk, etwa 40 km von Moskau entfernt, gehört sozusagen zum Programm des Tourismus. Mit seinen vielen Kirchen und den herrlichen Zwiebelkuppeln: kleinere goldene und große, silberbestenrt auf kobaltblauem Grund, ist es ein besonders pittoreskes Beispiel der ummauerten vieltürmigen Klosteranlagen aus früherer Zeit. Vielleicht dient Zagorsk, das auch eines der wenigen heutigen Priesterseminare beherbergt, zugleich als Aushängeschild für die gegenwärtige Toleranz des Regimes. Doch beim ersten Ton des herrlichen Kirchengesanges und beim Anblick der in demütige Anbetung versunkenen Pilger vergißt man die politischen Nebengedanken.

Das viel größere, einst unendlich reiche Pecherskikloster, die sogenannte Lawra von Kiew, hat furchtbar unter dem Krieg gelitten. Seine von den Deutschen gesprengte Hauptkirche soll, da eine Instandstellung nicht möglich ist, als Ruine und Mahnmal bewahrt werden. Nur ungern führte man uns zu den berühmten Höhlengräbern der in dieser Gesteinsart auf natürliche Weise mumifizierten Mönche. Jedes der in die engen Felsengänge gehauenen Gräber war mit Lämpchen und Blumen geschmückt, und davor knieten, die Reliquien küssend, die frommen Wallfahrer.

Den tiefsten Eindruck hinterließen die bescheidensten Gotteshäuser. Ganz versteckt in einem entlegenen alten Stadtteil Moskaus fanden wir mit der nötigen Hartnäckigkeit eine kleinere orthodoxe und nicht weit davon eine Kirche der Altgläubigen. Hier, am Rande der marxistischen Kapitale, glaubte man sich für eine Stunde in die heile Welt alter Legenden versetzt.

In diesen Kirchen wie in den Klöstern waren die meisten Gläubigen ältere Frauen des bäuerlichen Typus, während bei einem feierlichen Gottesdienst in einer großen Stadtkirche von Kiew die Gemeinde eher einem Querschnitt der ganzen Bevölkerung zu entsprechen schien.

Manche der altehrwürdigen Kirchen Georgiens und Armeniens, die auch um ihrer geschichtlichen Bedeutung willen besucht werden, stehen noch im Dienst. In diesen Gebieten war die Kirche von jeher ein integrierender Bestandteil des nationalen Lebens, und die religiöse Atmosphäre scheint dort auch heute etwas selbstbewußter als in den russischen Landesteilen.

Nicht weit von Tiflis liegt, eingebettet in Obstgärten, ein freundliches Frauenklösterchen. Kaum waren wir angekommen, umringten uns die Nonnen fröhlich und unbeschwert plaudernd wie ein Schwarm flatternder, zwitschernder Vögel.

Überall in den Kirchen fühlt man sich aufgenommen in eine andere,

wärmere Welt. Als Fremder wird man von Klerus und Gläubigen ohne jede Scheu mit rührender Freude begrüßt. Sie zeigen und erklären mit Stolz ihre Ikonen und Schätze, die heiligen Gegenstände unablässig küssend und betastend. Ist ein Gottesdienst im Gange, so wird man aufgefordert, näher an den Altarraum zu treten. Der herrliche Gesang greift ans Herz. Er ist melodischer, strömender als der gregorianische Choral und doch, wie dieser, ganz aufgehoben im Überpersönlichen der Liturgie.

Unvergesslich ist der Eindruck der russischen Frömmigkeit. Nichts an diesen Menschen deutet auf ihre bedrängte Existenz. Ein Leuchten innerer Geborgenheit geht von ihnen aus. Diese kleinen Gemeinden scheinen in ihrem unerschütterlichen Glauben, wie die frühen Christen, den Worten des heiligen Paulus nachzuleben: «Freuet euch im Herrn immerdar. Eure Einfachheit werde allen Menschen kund, denn der Herr ist nahe. Um nichts macht euch Sorge, sondern tragt eure Anliegen in innigem Gebete vor Gott. Und der Friede Gottes, der allen Begriff übersteigt, bewahre eure Herzen und Gedanken.»

* * *

Es wäre vermessen, über ein Land mit fremder, feindlicher Ideologie, über Menschen, deren Sprache man nicht spricht, nach vier Wochen etwas Gültiges aussagen zu wollen. Für tiefere Einblicke in die zwangsläufigen Strukturwandlungen der Sowjetgesellschaft oder in das private Leben und Denken sind die Möglichkeiten des Touristen unzureichend. Ich möchte fast sagen, es sei ein Kennzeichen der Sowjetunion, daß sie sich dem zudringlichen Blick unter einer merkwürdig undurchsichtigen Oberfläche verschließt. Alle folgenden Eindrücke streifen nur eine äußere Schicht; sie sind fragmentarisch, subjektiv und vom Zufall bedingt.

Als Ausländer wird man zur Zeit in der UdSSR gut aufgenommen. Von offizieller Seite genießt man den Status eines zwar streng kontrollierten, aber in mancher Hinsicht privilegierten Gastes. Seitens der Bevölkerung sind wir nie Spuren von Fremdenfeindlichkeit begegnet, eher freundlichem Interesse. Der Gedanke liegt nahe, daß die wachsende Zahl westlicher Touristen zu den ersehnten und mit Freude begrüßten Vorboten besserer Tage zählt.

Ich war im ganzen erstaunt, wie leicht sich trotz allem, was dem entgegenstehen könnte, menschliche Kontakte herstellten, freier von den Ressentiments und den Minderwertigkeitskomplexen, die unseren Verkehr mit den andersfarbigen Völkern so tragisch belasten. Persönlich hatte ich, außer in Uzbekistan, nie das Gefühl, das ich in asiatischen Ländern empfunden hatte, ganz außerhalb Europas zu sein.

Die russische Bevölkerung gibt sich im allgemeinen ungezwungen natürlich, weder unterwürfig noch überheblich. Positive Züge sind eine gelassene Geduld, ein gutartig kräftiger Humor und eine große Generosität.

Der Feiertag des ersten Mai gab uns Gelegenheit, als Auftakt die breiten Volksmassen der Hauptstadt zu sehen. Festdekorationen, Militärparaden und Umzüge (aus Bildberichten zur Genüge bekannt) gehören zur Routine der Diktatur. Das unterscheidende Merkmal der Moskauer Veranstaltung war ihre glanzlos sachliche Nüchternheit und der Verzicht auf überbetont theatrale Schaulust. Nach dem offiziellen Teil bummelte die unübersehbare Menschenmasse bis in die späten Nachtstunden durch die vom Verkehr befreiten riesigen Plätze und Straßen der Kapitale. Sie waren bescheiden, doch ordentlich gekleidet. Zum Zeichen des Festtages trugen sie große Sträuße bunter Papierblumen oder farbige Ballone. Von Zeit zu Zeit sah man kleine improvisierte Musikantengruppen, gefolgt von ein paar tanzenden Paaren. Es war weder Großstadtpöbel noch militantes Proletariat, sondern an ein hartes Leben gewohntes bäuerlich kleinbürgerliches Volk.

Mir schien der Unterschied der Generationen deutlicher als anderswo an den Physiognomien ablesbar.

Der Jugend merkt man die neue Schulung an. Der Ausbau des Schul- und Hochschulwesens ist eine der großen allgemein anerkannten Leistungen und zugleich ein Grundpfeiler des kommunistischen Regimes. Die Schule dient der ideologischen Prägung, zugleich aber öffnet sie die Tore aller Aufstiegsmöglichkeiten in einem Reiche unausgenützter Möglichkeiten. Die junge Generation lernt mit dem Eifer ungesättigter Pioniere im Neuland des Wissens. Auf den gußeisernen Bänken der vielen Grünanlagen sieht man sie in Mäntel gehüllt, in irgendein Lehrbuch vertieft. Ihre besten Vertreter blicken ernst und offen in die Welt, ohne die hohle Romantik des «vivere periculosamente».

Haltung und Kleidung sind eher korrekt als salopp. Es ist, als strebe der Russe derzeit nach bürgerlicher Achtbarkeit, «respectability». Nur kleine Gruppen ausschließlich männlichen Geschlechts äffen den Stil der «angry young men» nach und treffen sich bei den wenigen Jazzbands der großen Hotels. Es soll ein Teil der neuen «jeunesse dorée» sein, die den Ideologen etwas Kummer macht.

Die Kinder in ihren sittsamen Schuluniformen (die Buben in langen Hosen und gegürteten Kitteln, die Mädchen in weißen Latzschürzchen mit braven Zöpfen) sehen, bis auf das rote Halstüchlein der Pionierorganisation, aus als stammten sie aus den Kinderbüchern der Madame de Ségur.

Wird der Damm der Doktrin den Auswirkungen der Schulung und dem neuen Wissensdrang auf die Dauer standhalten? – Wir wurden öfters von jungen Menschen angesprochen, immer an einem öffentlichen Ort, auf der Straße, im Restaurant oder im Wartsaal. Politik scheint ein Tabu, das man respektieren muß. Nur indirekt spürte man nach dem Abbruch der Pariser Konferenz eine gewisse Enttäuschung, in einzelnen Fällen ein resigniertes Zurückschrauben von allzu kühnen Hoffnungen auf freieren Kontakt mit dem Westen. Die

Frage nach der Wahrscheinlichkeit eines Krieges wurde gestellt, eher als richte sie sich an ein potentielles Mitopfer höherer Mächte als an einen potentiellen Gegner.

Häufig berührten die Gespräche ökonomische und mit besonderer Vorliebe soziale Fragen, Themen, die auch in der Sowjetpresse freimütiger diskutiert werden als die Politik. Die Russen wissen, daß der Westen besser lebt, und der Wunsch es ihm gleich zu tun, wird offen ausgesprochen. Einstweilen wird der Rückstand gerne kompensiert mit dem stolzen Hinweis auf ihre, wie sie glauben, weit überlegenen sozialen Errungenschaften. Widerlegungen ihrer falschen Vorstellung in bezug auf fehlende Sozialversicherung und «kapitalistische Ausbeutung» hören sie aufmerksam, aber kritisch an. Auf schwache Punkte in ihrer indoktrinierten Schale treffen die Fragen, warum ihnen ausschließlich die kommunistische Presse zugänglich sei, während bei uns die Prawda am Bahnhofkiosk aufliege, oder weshalb sie nicht frei ausreisen dürften. Den Wunsch, bald selbst in den Westen reisen zu können, hört man oft, doch daraus zu schließen, die Masse der Sowjetbürger fühle sich durch die Reisebeschränkung beengt, wäre wohl übertrieben. Ihr Reich, einschließlich der Satellitenstaaten, ist eine große eigene Welt; Arbeit und Ferien bringen viele von einem Ende des Imperiums ans andere. Unsere Führer berichteten von Reisen ins Baltikum, ans Schwarze Meer, nach Rumänien und so fort.

Ogleich auch das außerberufliche Leben stark in den Kollektiven verankert ist, bestätigte unsere Erfahrung, daß die einst abgewertete Familie wieder in ihre Rechte eingesetzt ist. Besonders erheiternd war einer unserer Führer, der, um die Gunst seines taubenzüchtenden Schwiegervaters «in spe» zu gewinnen, mit viel Mühe und Sorgfalt eine lebende Taube seltener Art von Buchara nach Taschkent transportierte.

Ganz offensichtlich ist die Liebe zu Kindern. Sogar der Versorgungsplan trägt ihr mit einer relativ reichhaltigen Auswahl an Spielwaren und Bekleidungsstücken Rechnung.

Vielleicht der netteste unserer jüngeren Gesprächspartner, ein topographischer Photograph, entpuppte sich als gläubiger, indoktriniertes Marxist. Daß ein ihm offensichtlich sympathischer Altersgenosse, wie mein Reisebegleiter, sich zur freien kapitalistischen Wirtschaft bekannte, konnte er kaum fassen. Er argumentierte dann während einer Stunde mit leuchtenden Augen linientreu, doch ohne Erfolg, was ihn nicht hinderte, uns mit freundschaftlicher Herzlichkeit bis zur Treppe unseres Flugzeuges zu begleiten. In unserem Sprachgebrauch wäre er ein reiner Idealist, in der marxistischen Terminologie ist das gleichbedeutend mit Häresie. Die Sprache der abstrakten Begriffe wird leicht zu einem trügerischen Verständigungsmittel.

Auch unter den Jungen wirken nicht alle so vorbehaltlos überzeugt wie unser Photograph. Für einige hatte unser amerikanisches Reisehandbuch den

Reiz verbotner Frucht, die sie mit scheuer Gier genossen. Doch zu der Annahme, daß das herrschende System grundsätzlich in Frage gestellt werde, hatten wir keinen Anlaß.

In den Kreisen der älteren, gebildeten Menschen sind die Vorbehalte und die Erinnerung an die furchtbaren Opfer stärker spürbar — stets nur zwischen den Zeilen, in einem flüchtigen Blick, in verhaltenem Tonfall, in einem leicht hingeworfenen Nebensatz. Sie haben die Vorsicht in harter Schule gelernt. Vor einem wunderschönen Gemälde Bonards, das eine sonnendurchtränkte, Behagen ausströmende Gartenlandschaft darstellt, sagte eine gebildete Russin: «Oui, c'est le tableau d'un monde heureux.» Ein Herr mit weißem Spitzbärtchen, wie eine Figur aus einem alten russischen Roman, der mir im Kaffeehaus mit liebenswürdiger Höflichkeit beim Bestellen behilflich war, stellte mir die Frage: «Vous faites un voyage de plaisir, Madame?» Leiser Humor umspielte seine Mundwinkel.

* * *

Mit unseren Maßen gemessen, unterliegt das Leben auch in der Ära Chruschtschews großen materiellen Härten, einem heute zwar ohne Terror und mit weniger Willkür gehandhabten, aber prinzipiell durch das System bedingten lenkenden Zwang und einer Beschränkung der persönlichen Freiheitsrechte. Man weiß, daß der Polizeiapparat mit seinen Archiven und Kartotheken vorhanden ist, wie ehemals, und jederzeit zu neuem Terror aktiviert werden kann. Das forcierte Tempo der Industrialisierung und der Erschließung entlegener Gebiete mit seinen Anforderungen geht weiter.

Dennoch hat man das Gefühl, die eigentlich revolutionäre Phase sei im Abklingen. Eine gewisse Stabilität scheint erreicht. Man spürt, daß die Menschen nach vier Jahrzehnten unermesslichen Leidens leise aufatmen und auf ein besseres Leben zu hoffen wagen.

Erst am Schlusse meiner Reise, in dem so ganz anders gearteten politischen Klima Polens, wo den Menschen die hoffnungslose Unzufriedenheit und die innere Auflehnung gegen lähmenden, fremden Druck aus allen Poren dringt, wurde mir klar bewußt, daß die Menschen der Sowjetunion nicht in derselben Weise unter ihrer Knechtung zu leiden scheinen. Es ist schwer für uns, einen Zugang zu finden zu den Beziehungen zwischen dem russischen Volk und seinem heutigen Regime. Wo immer man sich der offiziellen Sphäre nähert, mit ihrem universalen, weltanschaulichen Anspruch und ihren pseudowissenschaftlichen Zwangsvorstellungen, weht eine kalte, verdorrende Luft. Ihr Sieg wäre für das Abendland mit seinen ungleich differenzierteren Voraussetzungen gleichbedeutend mit schwerer Regression, mit der Preisgabe kostbarster Werte unserer Überlieferung.

Rußland hat sich seit seinem Eintritt in die Geschichte unter andern Gesetzen als der Okzident entwickelt. Keine der periodischen Rezeptionen westlichen Gedankengutes brachte ihm ein liberales Regierungssystem. Noch im Baedeker von 1913 steht: «Man vermeide die Mitnahme von Werken politisch-sozialen, geschichtlichen Inhalts.» Durch diese jahrhundertelange Gewöhnung an autokratische, häufig tyrannische Herrschaft, sind die Beziehungen von Staat und Individuum, Staat und Volk anders, starrer gelagert als im Westen. Es fehlt das lebendige Wechselspiel der Kräfte. Bei den heutigen Parteimitgliedern dürfte die aktive Identifikation mit Staat und Ideologie, sei es aus Überzeugung, sei es aus Motiven der Macht, ein Maximum erreichen.

Selbstredend wird auch der gewöhnliche Sowjetbürger mit allen Mitteln moderner Massenbehandlung in Theorie und Praxis für den Dienst am Kommunismus geschult, geformt und beansprucht, und sicher hat er sich unter diesen Einwirkungen verändert. Alte Kenner des Landes bezeugen die Verbesserung der Arbeitsdisziplin im weitesten Sinne. Die Zeiten der Oblomows und der arbeitsscheuen Landstreicher sind vorbei. Ja es scheint, das Regime habe es verstanden, die tiefe, gegen jede Anfechtung gefeite Heimatliebe der Russen in mancher Weise für seine Zwecke zu kanalisieren.

Als Außenstehender ist man versucht, zu sagen, das Volk nehme die politische Diktatur, die uns so tief befremdet, hin wie etwas Gegebenes, wie das Klima, das es nicht ändern kann und in dem es trachten muß, so gut wie möglich zu leben. Es ist aber, als habe seine menschliche Substanz eine Art passive Immunität gegen das Gift der extremen Indoktrination entwickelt, als sei der Mensch stärker oder träger als die Methode. Es hat mich immer wieder überrascht, wie stark sich die menschliche Atmosphäre in diesem totalitärsten Staat, trotz allem Bedrückenden, von derjenigen des Hitlerreiches unterscheidet. Es fehlt das beklemmend psychopathische Element, das von der Führung aus so unheimlich ins Volk drang.

Die Russen verstehen es, sich zu fügen, kein Aufsehen zu erregen, zu schweigen und zu leiden, ohne hörig zu wirken. Von ihrem menschlichen Kern geht etwas unverkümmert Gesundes aus. Das war für mich die tröstlichste Erfahrung unserer Reise, zugleich aber eine ernste Mahnung, denn eben aus dieser unverbrauchten Volkskraft zieht das Regime ein wesentliches Element seiner Stärke.